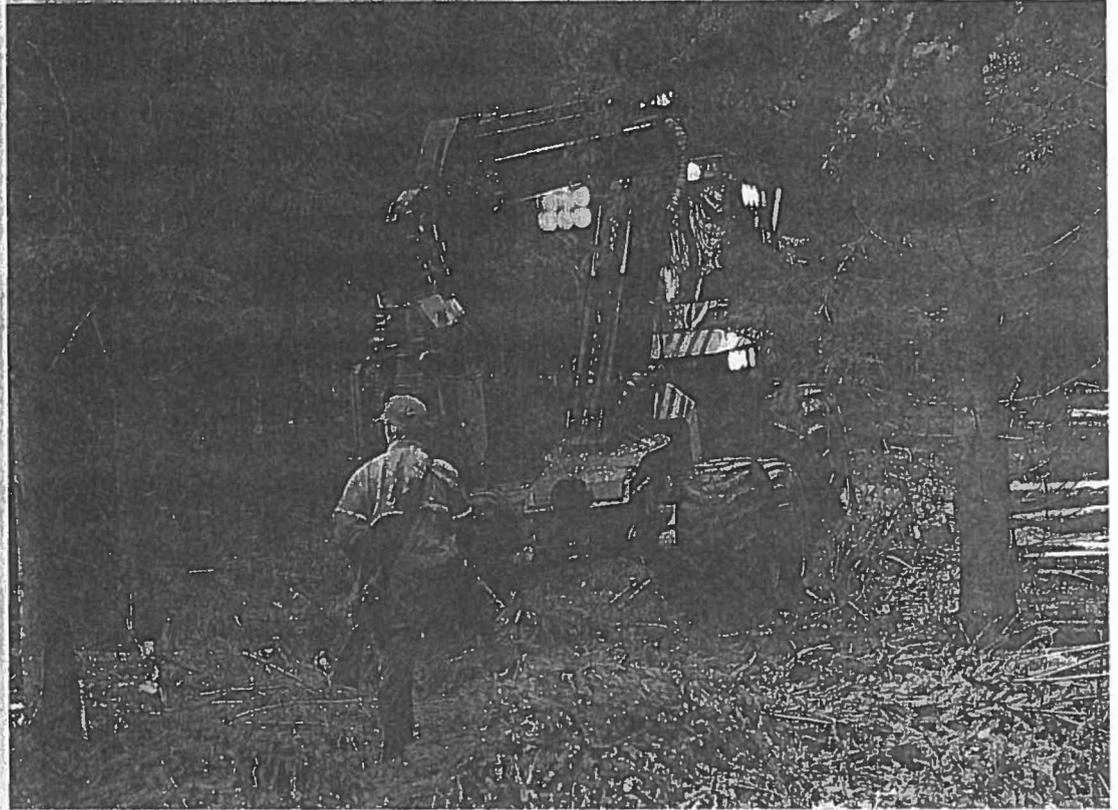


Egal, ob Sie bei einer Drückjagd, bei einer Nachsuche im Wildeinstand auf einen Harvester – eine vollautomatische Holzerntemaschine – treffen...



**W**er beim Staat pachtet, läuft zum Feind über!“ „Wer für den Hektar Staatsjagd 17 Euro hinlegt, versaut die Preise und kriegt nichts für sein Geld!“ „Wer pro hundert Hektar zehn Rehe schießt, macht sich zum Handlanger der Wildvernichtung!“

So oder ähnlich mag mancher Waidgenosse über uns gelästert haben, als wir im Frühjahr 1996 für ein oberpfälzisches Staatsjagdrevier nahe Regensburg im Submissionsverfahren (gegen schriftliches Höchstgebot) den Zuschlag erhielten. Laut den Aussagen Altmeyers in seinem Buch „Trennung von Staatsforst und Jagd“ liegen wir mit unserem Hektarpreis von 17 Euro etwa im Bundesdurchschnitt staatlich verpachteter Rehwildreviere, wenn auch die Differenz zu den durchschnittlichen Hektarpreisen der umliegenden Genossenschaftsjagden (fünf bis acht Euro) nicht zu übersehen ist.

Doch es geht nicht nur ums Geld. Denn egal, ob man nun argumentiert, in einem Land zu leben, in dem es jedermanns ureigene Sache ist, wieviel er sich seine Passionen kosten lässt oder aber hervorhebt, dass die Pachteinahmen über die Staatsoberkassen zumindest hier in Bayern der Allgemeinheit zufließen – die eingangs zitierten Vorwürfe und Feindbilder bleiben beste-

hen. Und machen wir uns nichts vor: Auch Teile der Forstpartie hegen und pflegen langgewonnene Animositäten gegen die „Hobbyjäger“. Beide Kraft-Urteile gegen die Anderen“ haben allerdings eines gemeinsam: Als Stammtischmunition eignen sie sich bestens, als objektive Diskussionsbasis hingegert nur ausig.

**Was das in öden** Wiederholungs-Kämpfen hochgepuschelte Feindbild vom idiotischen Rehwildverliebten Privatjäger einerseits und dem Schalenwild-Overkill betreibenden Forstmann andererseits angeht, so mag es beide Phänomene durchaus geben. Sie sind aber weder repräsentativ noch mehr als feine Zeigererscheinungen und sollten in ihrer albernen Undifferenziertheit allmählich der Vergangenheit angehören. Mit solch griffigen Feindbildern

**»Den idiotisch rehwildverliebten Privatjäger und den Schalenwild Overkill betreibenden Forstmann gibt es. Beide sind aber nicht repräsentativ.«**

lassen sich zwar nach ein paar Maß Bier Beifallskundgebungen einheimsen, aber keine Probleme lösen.

**Der einzige echte Unterschied** zwischen Förstern und Privatjägern hinsichtlich ihres jagdlichen Ansatzes ist banal: Die einen zahlen für die Möglichkeit der Jagdausübung, die anderen werden bezahlt.

Wer aber für die Ausübung einer Tätigkeit eigene finanzielle Mittel einsetzt, erwirbt einen legitimen Anspruch darauf, dass ihm die Sache im Rahmen seiner subjektiven Vorstellungen und der gesetzlichen Regeln auch Spaß macht. Wer dagegen bezahlt wird, handelt vorrangig, um eine Pflicht zu erfüllen, möchte sich am liebsten auch dabei freuen, hat aber keinen Anspruch darauf.

Wie wenig dieser simple Unterschied noch gesehen wird, zeigt die Forderung derer, welche die „Abschusstätigkeit“ auf ein paar große jährliche Drückjagden unter Abschaffung der Einzeljagd reduziert sehen wollen. Es mögen insbesondere die Damen den „Macho“-Vergleich verzeihen, aber: Wer sich schon eine teure Geliebte hält, der wird sich doch auch möglichst oft, unauffällig und unter Aufbietung all seiner Künste und Kräfte selbst zu ihr schleichen und nicht nur zweimal im Jahr mit einem



...oder ob in der Blatt- oder Brunftzeit in den besten Einständen Jungwuchspflege betrieben oder Holz gerückt wird – wer hat sich als Jäger nicht schon darüber aufgeregt? Was für den Förster Arbeitsalltag im Wald ist, kann für den Jäger einen gravierenden Nachteil bedeuten

Haufen seiner Kumpels für die nötige Stimmung sorgen.

**Zahlen ja, aber wieviel?** Gerade bei dieser Frage schwillt manchem Privatjäger der Kamm. Bei staatlichen Verpachtungen sind die Gebote nämlich höher als bei den Genossenschaftsjagden, und nicht zu Unrecht befürchten Jäger, dass auch ihre Genossenschaft bei der nächsten Vergabe „anzieht“.

Und nüchtern betrachtet? Zahlen die Pächter im Staat wirklich mehr als doppelt so viel für die gleiche Ware? Bei den meisten hiesigen Genossenschaftsrevieren besteht die Revierfläche zu 50 und mehr Prozent aus jagdlich längst „verendeter“ Feldflur, an welcher nur derjenige noch Jagdfreude zu empfinden vermag, der sich beim nächtlichen Verhören am gigantischen Maisschlag daran aufzugeilen versteht, bei jedem vernommenen Schwarzwildrülpsen um fünf Mark ärmer geworden zu sein.

Mangels Niederwildvorkommen in jagdbarem Ausmaß und nennenswerter, ganzjähriger Deckungsflächen für das Rehwild, ist die Feldflur längst zum jagdlichen Armenhaus verkommen. Wer für sie ohne Murren den gleichen Hektarpreis bezahlt, wie für die gut strukturierten Waldanteile, lügt sich selbst in die Tasche.

In manchen Bundesländern wird daher bei Jagdvergaben bereits zwischen Feld- und Waldfläche differenziert, der Hektar Feld für beispielsweise drei Euro, der Hektar Wald für zwölf Euro verpachtet und der Pachtschilling auch in diesem Verhältnis an die Jagdgenossen ausbezahlt.

Schließt man sich dieser Betrachtungsweise an und rechnet die Feldflur je nach Einzelfall ganz oder teilweise ab, die Wildschadenskosten in Mais, Hafer, Weizen oder Grünland einschließlich der oft vergessenen Schadensverhütungskosten (Elektrizität oder ähnliches) aber ehrlich hinzu, vergisst auch die jährliche Erfüllung der Großgaumengelüste von im Schnitt vierzig oder fünfzig Jagdgenossen (landläufig als „Rehessen“ bekannt) nicht, so ergibt sich bei einem Kostenvergleich Staatsjagd/Privatejagd schon ein anderes Bild.

„Und die hohen Abschüsse beim Staat?“, werden diejenigen einwerfen, die weniger eine monetäre, sondern eher eine jagdliche Kontroverse sehen. Doch um hier zu einer fruchtbaren Diskussion zu kommen, sollte man erst einmal nicht so tun, als ließe die absolute Abschusshöhe eine Aussage darüber zu, ob in einem Revier der Bestand reduziert, aufgebaut oder gehalten wird.

Ausschlaggebend ist neben der vorhandenen Wilddichte – das eine Revier verträgt eben mehr Abschuss, das andere weniger – der Abschussanteil der Zuwachsträger, also der weiblichen Stücke. Der aber ist aus verschiedensten Gründen meist stark untergewichtet. Damit ist ein Geschlechterverhältnis von 1:1 längst Illusion. Das zeigen die auf den Hageschauen zu bestaunenden „Brustwarzenknopfer“ genauso wie die in manchem Revier fruchtlosen Blattjagdversuche.

**Es ist hierbei wohl unter** anderem so, dass in vielen Privatrevieren das ohnehin emotional besetzte „Schonen der Mütter“ als Kontrapunkt zum „Reduktionswahn“ der Staatsforste gesehen wird. Damit erreicht man aber im Laufe der Zeit nicht mehr als die Zucht eines Stammes messerrückiger, schneidezahnloser alter Rehantanten, die noch im Zustand zunder-trockenen Geltseins ungeniert die besten Einstände besetzen und im tarnenden Winterhaarkleid kitschlos als „schöne Schmalrehe“ ungefährdet den drohenden Büchsenlauf passieren dürfen.

Die Forstpartie aber macht es oft in grundverkehrter Anklammerung an das unselige Motto „Zahl vor Wahl“ nicht viel besser: Es ist davon auszugehen, dass der Großteil der heute im Staatsforst erlegten

Zäune im Revier sind für viele Jäger ein Dorn im Auge und häufig Sinnbild für die Einstellung zum Wild: Wald vor Wild und nicht Wald und Wild scheint hier die Devise zu sein



Stücke an Tresterkürungen oder ähnlichen Einrichtungen zur Strecke kommt. Dieses zumindest hier in Bayern legitime Verfahren scheint inzwischen wohl unverzichtbar zu sein, um die vorgeschriebenen hohen Abschusszahlen zu erreichen.

**Wer aber rein nach Stückzahl** zu jagen hat, wird unter dem in den Staatsrevieren geltenden Erfolgsdruck natürlich auch nach der sichersten Erfüllung seiner Zielvorgaben trachten, also das als erstes an seiner Kürung auftauchende Stück „mitnehmen“. Und hierbei handelt es sich in aller Regel um Kitz oder einjährige Stücke. Die Geißen, vor allem die alten, aber kommen nicht zur Strecke. Sei es, weil sie noch in der Dickung stehen, während ihr Kitz erlegt wird, oder aber nach dem Schuss auf das Kitz – gehen wir einmal davon aus, dass sich der Schütze an das jagd- und tierschutzrechtlich bindende Gebot „Kitz vor Geiß“ hält – blitzartig in selbige zurückflüchten. Und weil beim Bock ja sowieso nichts mehr verkehrt gemacht werden kann, wird ab dem 1. Mai „ohne Ansehen der Person“ fleißig Bock-Strecke gemacht, anstatt die vorverlegte Jagdzeit für verstärkten Schmalreh-Ernte zu nutzen.

Aus dieser Gründen ist trotz hoher Abschusszahlen der Anteil weiblicher Zü-

wächsträger stark unterproportioniert, was zur Zerstörung des natürlichen Geschlechterverhältnisses und der Alterspyramide führt. Der Bestand wird also qualitativ an die Wand gefahren; intelligent und weit-sichtig reduziert wird er dagegen nicht.

**Dass man in manchem** staatlichen Revier trotzdem kein oder nur wenig Wild sieht, liegt oft an dessen Abdrängung in die Deckungsdefensive und Nachtaktivität infolge des blind aktionistischen Zahlabschlusses. Weniger wäre also mehr, eine Rückkehr zum Wahlabschuss mit ausgewogener Geißenbejagung der sinnvollere Weg. Ob allerdings in einem Privatrevier mit 50-prozentigem, deckungslosen Feldanteil und einem Abschuss von fünf Rehen auf hundert Hektar tatsächlich nur halb so

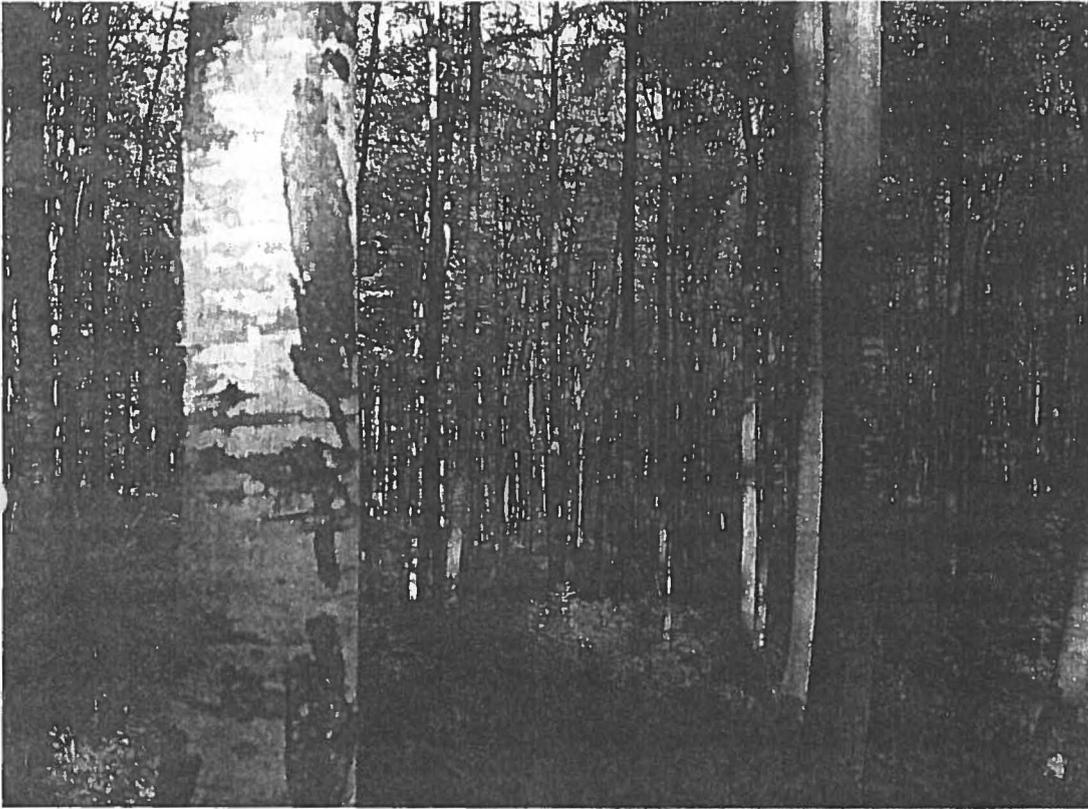
**»Dass man im Staat nur wenig Wild sieht, liegt oft an dessen Abdrängung in die Deckungsdefensive und Nachtaktivität infolge des blind aktionistischen Zahlabschlusses.«**

viel geschossen wird, wie in einer Staatsjagd mit deckungsreicher Waldfläche und einem Abschuss von zehn Stück auf hundert Hektar – diese Frage mag sich jeder selbst beantworten.

**Eigentlich seltsam**, dass die Privaten mit dem Umkehrschluss aus diesem Gedanken noch nicht den staatlichen Anforderungen nach immer höheren Abschusszahlen begegnet sind.

Wo die Bestände wirklich eingebrochen sind, dürften negative Lebensraumveränderungen weitaus größeren Einfluß genommen haben, als der ganze Abschuss. In unseren in den siebziger und achtziger Jahren angepachteten Privatjagden ging der Rehwildbestand infolge veränderter Landwirtschaftsformen und der unseligen Flurbereinigung alter Machart jedenfalls bereits deutlich zu einem Zeitpunkt zurück, als Försters Knarre noch am meist rostigen Nagel hing.

**Umso betroffener waren wir**, als bereits im zweiten Pachtjahr der Staatsjagd neue Bewirtschaftungsformen im Wald Einzug hielten, die fatal an die „maschinengerechte Feldflur“ der Uralt-Flurbereinigung mit all ihren negativen Folgen bis hin zu den immensen Reorganisationskosten erinnerten.



Es geht auch ohne Zaun, wie diese Naturverjüngung beweist. Natürlich ist dazu die Hilfe des Jägers notwendig, sprich, auch die Wilddichte muss stimmen

So wurden zumindest die Nadelholzbestände wohl landesweit mit schnurgeraden, drei Meter breiten Reihenrückegassen im Abstand von etwa 30 Metern durchzogen: So schuf man den stählernen Holzerntemonstern vom Typ Harvester Fahrpisten und Raum für die Greifarme.

**Derart aufgedröselte** Salami-Holzplantagen haben mit einem naturnahen Waldbau ungefähr noch so viel Ähnlichkeit, wie ein Walzer tanzender Lippizaner mit einem schlafenden Maulesel. Doch der eigentlich zu erwartende Aufschrei der sonst bei jedem Schwachsinn marschierenden Naturschutzverbände blieb weitgehend aus.

Dass das Wild auf den Verlust geschlossener Einstände und die zahllosen Lichtschranken, die sich bestens als Rennstrecken für Sportler aller Couleur eignen, mit Stress, erhöhten Fluchtdistanzen und Abwanderung reagiert, interessiert scheinbar selbst die Privatjägerschaft so lange nicht, bis das Ausmaß der Lebensraumverschlechterung auf die Streckenergebnisse durchschlägt.

Etwas besser haben es da natürlich die Jäger, die in Laub- oder Mischwaldrevieren jagen. Doch was in Nadelholzbeständen an Gassen zu viel ist, gibt es dort oft zu wenig,

da aus Kostengründen notwendige Pflegegassen gar nicht oder nur in geringem Umfang angelegt werden. So kann das Wild in den unendlichen Einstands-Dickichten unbehelligt seine Fährte ziehen, und der drumherum ansitzende Jäger schaut in die Röhre.

Jeder kann verstehen, wenn unter dem Druck von Forstreform und Rechnungshofgezeter nach rentableren Wirtschaftsformen gesucht wird. Wenn das aber darin mündet, dass auf der einen Seite keine Pflegegassen mehr angelegt werden, auf denen man Äsung anbieten oder jagen könnte, und auf der anderen Seite Großmaschinen und Reihen-Rückegassen unabdingbar zu sein scheinen, dann muss man sich doch wenigstens um den kleinsten gemeinsamen Nenner bemühen.

**Warum kann man** zum Beispiel die Rückegassen im Nadelholz statt nach der Maurerschnur nicht kurvig anlegen, den einen oder anderen Querwechsel mit Strauchwerk versehen oder jede fünfte oder zehnte Gasse auslassen? Warum kann man zum Beispiel nicht überall, so wie bei uns, erlauben, auf frühzeitig angelegten Pflege-Schneisen Äsungstreifen einzusäen, so dass das Wild wieder sichtbar und bejagbar wird?

**Ob das Wild die** „neue Wirtschaftlichkeit“ im Staatsforst durch derlei Abmilderungen besser wegstecken könnte, vermögen wir nur zu mutmaßen. Dass sich aber der Mensch vom Spaziergänger über den Jäger bis zu einem Gutteil der Forstbeamten im Außendienst wieder wohler darin fühlen würde, steht außer Frage. Und wer sich wohl fühlt, hat auch ein offenes Ohr für den Anderen und für anders Denkende, was dann wiederum den Menschen, dem Wild und dem Wald gut tut. 

### Ihre Meinung ist gefragt

### Haben Sie Lust oder Frust?

Wie sieht es bei Ihnen vor Ort aus? Können Sie gut mit dem Förster/Jäger zusammenarbeiten oder gibt es „Zwist am laufenden Band“?

Schreiben Sie möglichst kurz und knapp Ihre Meinung zum Thema Jagd und Forst an die Redaktion WILD UND HUND, Erich-Kästner-Straße 2, 56379 Singhoven. Red.